

Analog fotografieren

»Alte« Technik neu entdecken

» Hier geht's
direkt
zum Buch

DAS VORWORT

Warum analoge Fotografie?

EINLEITUNG

Analog zu fotografieren bedeutet sehr viel mehr als reines Bildermachen, denn es verlangt dir Aufmerksamkeit, Geduld und Hingabe ab. Dieses Buch nimmt dich mit auf eine Reise durch Technik, Intuition und persönliche Erfahrungen. Dabei soll es nicht nur Wissen vermitteln, sondern dir Lust machen, die Kamera einzupacken, loszuziehen und deine ganz eigene Handschrift zu entwickeln.



Der Beginn meiner fotografischen Reise

Fotografie ist heutzutage überall. Und mit »überall« meine ich sofort für alle zugänglich, ganz unmittelbar. Es ist noch nicht so lange her, dass unsere Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern erst einmal in der Drogerie einen Film kaufen mussten, um eine Kamera zu betreiben, wenn sie denn überhaupt eine Kamera besaßen. Heute öffnest du einfach innerhalb von Sekunden die Kamera-App auf deinem Smartphone und knipst sofort drauflos. Das macht Fotografie zu einem, wenn auch »unbewussten«, täglichen Begleiter für so viele von uns. Am Tag werden schätzungsweise 95 Millionen Bilder allein auf Instagram geteilt. Das sind 4 Millionen Bilder pro Stunde, rund 66 000 Bilder pro Minute und gut 1 100 Bilder pro Sekunde!

Doch irgendwie bringt diese unmittelbare Zugänglichkeit zu diesem Medium nicht ausschließlich positive Aspekte mit sich. Ich erinnere mich da gerne an meine Oma, die, seit ich denken kann, ihre Olympus-Point-and-Shoot mit sich trägt, immer eine Ersatzrolle Kodak Gold in der Handtasche hat und voller Stolz die in der Drogerie ausgedruckten Abzüge vorzeigt, wenn eine Familienfeier ansteht. Kein Smartphone, keine 4 K-Videos, keine Zeitrafferaufnahmen, keine unüberwindbare Bilderflut, sondern nur 36 Bilder pro Rolle – und Fotos, die sie physisch herumreichen kann.

Aber hat diese auf den ersten Blick altertümliche Art der Fotografie in der heutigen Zeit noch Platz? Ich meine: unbedingt! Dabei dachte ich anfänglich das, was du vielleicht denkst oder mal gedacht hast:

- ▶ Warum will man das?
- ▶ Das ist doch viel zu langsam und qualitativ nicht gut!
- ▶ Digital geht das doch auch!

Schon klar, das sind nachvollziehbare Einwände. Aber vielleicht hilft es, wenn ich einfach mal erzähle, warum die analoge Fotografie für mich trotzdem eine besondere Faszination hat.

Ich selbst habe digital angefangen zu fotografieren, wie so viele und wie vermutlich auch du. Für einige Zeit beschränkte sich Fotografie für mich lediglich auf das Geknipse mit dem Handy. Dann war es die Canon EOS 600D meines Vaters, die ich mir immer wieder ausgeliehen habe. Dabei habe ich mich weder mit dem Belichtungsdreieck beschäftigt noch mit irgendwelchen anderen Einstellungen, sondern einfach den Automatikmodus eingestellt und los ging's! Mit der 600D, einer digitalen Spiegelreflex, war es dennoch für mich eine ganz andere Fotografie, bestimmter, als das, was sich sonst fotografisch bei mir abgespielt hat. Und dann kamen die Smartphones (für mich ein iPhone 3GS), die lange meine Fotografiebedürfnisse abgedeckt haben. Klein, kompakt und immer dabei – das war mir letztlich wichtiger als Abbildungsleistung und Handling einer 600D. Fotografieren war damals für mich ein

Omas Hände, die Abzüge aus dem Drogeriemarkt hält, auf dem Tisch ihre Point-and-Shoot-Kamera Olympus Trip AF-30. Unbestritten ihr Lieblingsmotiv: ihre Katze auf dem Balkon. Meine Oma hat mit Sicherheit ihren Teil dazu beigetragen, dass ich analoge Fotografie so mag.





Teil des Smartphones, vergleichbar mit Musik hören oder Videos schauen. Es war keine Leidenschaft, kein Ausdrucksmittel, sondern eher ein weiteres Feature des iPhones. Und das hat mir gereicht: hier ein Urlaubsfoto, da ein Weitwinkelbild, ein Selfie oder ein Porträt. Ich habe fotografiert, aber *Fotografie* war nicht präsent. Sie war etwas, das nebenbei passiert ist – kein aktiver Prozess, nichts Nachhaltiges, nichts, das mich wirklich mit Freude erfüllt hat.

Vor einigen Jahren dann hat mich die richtige Fotografie (wieder) in den Bann gezogen. Ich bin mit meiner Frau ins Ländliche gezogen und da hat sie mich gepackt, die intrinsische Motivation, mein Leben zu dokumentieren. Plötzlich war sie da und ist bis heute nicht verflogen.

Ich möchte die Momente meines Lebens einfrieren – die Möglichkeit haben, in 10, 20 oder 30 Jahren noch einmal darauf zurückblicken zu können, parallel zur Erinnerung in meinem Kopf. Nicht für Social Media, nicht um Likes zu sammeln oder mich mit anderen zu vergleichen, sondern für mich, für uns. Für die Tage, an denen man sich fragt: Wie war das damals noch mal? Wie sah die Wohnung aus, in der wir die ersten Jahre gewohnt haben? Wie fiel das Licht morgens durch unser Küchenfenster beim Kaffeekochen? Wie sah der Wald aus, in dem ich jeden Tag mit unserem Hund unterwegs war? All diese kleinen, scheinbar belanglosen, alltäglichen Dinge, die rückblickend doch so viel bedeuten.

Der Wald im Gegenlicht. Ich mag es, wie der Film Kodak Portra 400 mit solch harten Lichtsituationen umgeht. Die Farben wirken gesättigt, man spürt regelrecht die Wärme des Sommermorgens. Die Wahl des Films ist mindestens die halbe Miete und macht den Charme der analogen Fotografie wesentlich aus. Fotografiert habe ich mit der Leica MP und dem Objektiv Light Lens Lab Elcan 50 mm f2.



Einer dieser Spätsommertage, bei dem noch Dunst in der Luft hängt. Als Motiv mag ich diese Hütten, die in Bayern hier und dort herumstehen, unfassbar gerne. Fotografiert auf Kodak Portra 400 mit der Leica M6 und dem 35 mm Nokton von Voigtländer.

Selbstporträt auf einem Pferderücken bei Sonnenuntergang, aufgenommen auf Kodak Portra 400 mit der Mamiya 7



Und genau da hat die Fotografie wieder einen festen Platz in meinem Alltag eingenommen. Sie war mehr als ein Hobby, wurde vielmehr zu einer Leidenschaft, ein bisschen wie Tagebuchschreiben, nur eben mit der Kamera.

Hätte ich das mit einem Smartphone gekonnt? Klar! Für mich war es aber wichtig, eine »richtige« Kamera dafür zu haben, mit Speicherkarte, Wechselobjektiven und dem ganzen Schnickschnack, schon allein, um den Akt des Fotografierens ernst zu nehmen, ihm Respekt zu zollen, ihn bewusst werden zu lassen. Ich hatte das Gefühl, fotografisch ohne eine vollwertige Kamera nicht weiterzukommen. Heute bin ich zwar der Meinung, dass die Smartphone-Fotografie für viele Anwendungsfälle – und auch für viele Menschen – zu Recht die erste Wahl ist und den Platz der »Fotografie im Leben« vollumfänglich ausfüllt. Ich bin aber nach wie vor auch davon überzeugt, dass Fotografie verstanden und gelernt werden will. Und das funktioniert mit einem Smartphone, das Einstellungen

weitgehend in den Hintergrund rückt und abgesehen vom Auslöser nahezu alles selbst übernimmt, nur bedingt. Eine vollwertige Kamera mit allen Hebelchen, Schaltern und – wenn digital – auch mit Menüs zwingt einen, anders an die Fotografie heranzugehen, mehr Fehler zu machen und aus ihnen zu lernen. Sie nötigt einen, zu verstehen, wie Blende, Verschlusszeit und der ISO-Wert ineinandergreifen und wie unterschiedliche Brennweiten unterschiedliche Ergebnisse liefern.

Ich wollte auch im Raw-Format fotografieren, die Dateien im Nachhinein noch bearbeiten können und meine Fotografie auf das nächste Level heben. Und so habe ich das gemacht und die Fotografie kam zurück in mein Leben, zunächst einmal digital, aber sie war zurück. Ich habe mich bald mehr und mehr damit beschäftigt, mir Fotobücher gekauft, mich auf Instagram von anderen Fotografinnen und Fotografen inspirieren lassen und YouTube-Videos geschaut wie verrückt.

Florian Hasubick – das bin ich

Hier siehst du eines der wenigen Bilder von mir. Das ist oft die bittere Pille, wenn man selbst meist hinter der Kamera steht: Es gibt nur wenige Fotos, auf denen man selbst zu sehen ist.

Dieses Foto entstand beim Analogcamp – einem unregelmäßig stattfindenden Treffen aller Analog-Verrückten aus der Foto-Community – in Garmisch. Geschossen wurde es von meinem Freund Ganesh Kubina auf Kodak Ultramax 400 mit der Leica M6 und dem Zeiss Sonnar 50 mm. Und genau das ist es, was analoge Fotografie jenseits von Kamera, Film, Haptik und Gefühl ausmacht: die Community! Alle sind hilfsbereit, lassen andere gerne mal eine Rolle Film mit der eigenen Kamera durchfotografieren – und auch aus Fehlern lernen.

Genau das ist mein Ziel mit diesem Buch: Ich möchte dich und andere an rund sieben bis acht Jahren analoger Abenteuer, Fehlschläge, YouTube-Rabbitholes und allem, was dazugehört, teilhaben lassen – an Euphorie, Frust und allem dazwischen. Ich möchte dich motivieren, deine Kamera immer bei dir zu tragen und dein Leben zu dokumentieren.

Ich will dich nicht mit Technikballast überfrachten, sondern dir zeigen, wie du durch bewusstes Fotografieren jenseits aller Pixelperfektion lernen kannst zu sehen – und dabei Spaß zu haben!



Ich im Kreise anderer »Analog-Verrückter«

Und genau auf YouTube bin ich damals auf Videos gestoßen von Leuten, die analog fotografierten, hauptsächlich in den USA. Gefühlt war die »neue« analoge Szene dort schon deutlich etablierter, YouTube war voll mit analogen Fotografen. Und auch wenn das Licht in den USA als besonders magisch gilt, zumindest an ausgewählten Orten, habe ich analoge Fotografie erst einmal links liegen lassen. Das wirkte alles sehr kompliziert und langsam, dieses Filmeinlegen, die rein mechanischen Kameras, die ich dort sah – ein unfassbarer Prozess, ein echter Ballast. Und da ist für den Einstieg ja auch etwas dran, wenngleich es dann doch nicht so schwierig ist.

Was mich vor allen Dingen fasziniert hat, waren die Ergebnisse. Die hatten rein gar nichts mit den nostalgiegeprägten, teilweise unscharfen und unterbelichteten oder knallhart geblitzten Aufnahmen zu tun, die ich z. B. von Oma kannte. Das war nicht das, was ich erwartet hatte. Ich sah gesättigte, knackscharfe Bilder, die nichts vom »Kleinbildfilm-muss-altmodisch-aussehen-Look« hatten, den ich so oft gesehen hatte. Die Ästhetik und die Farben haben mich auf Anhieb in ihren Bann gezogen. Das waren analoge Fotos, die qualitativ hochwertig waren: scharf, lebendig, gesättigt und dennoch mit dem gewissen Retrocharme. So wollte ich auch fotografieren können.

Ich war angefixt und habe alles zum Thema aufgesogen: Ich habe YouTube einmal von vorn bis hinten durchgesehen, Blogartikel gelesen und Foreneinträge, die teilweise älter sind als ich selbst, und mich intensiv mit der Ausrüstung beschäftigt, mit *Gear*, *Gear* und noch mal *Gear*, also in erster Linie mit den Kameras. Sehr viel Neues gibt es da natürlich nicht, aber allein durch die lange Dauer analoger Fotografie gibt es ein Angebot, das einen nahezu erschlägt. Und da es auf den ersten Blick keine Katalogseiten mit allen technischen Details gibt, steht man schnell im sprichwörtlichen Wald. Wo anfangen? Spiegelreflexkameras, Point-and-Shoots, zweiäugige Mittelformatkameras, Messsuchermodelle – gebraucht gibt es fast alles und sogar einen deutschen Hersteller (Leica), der heute noch aktiv analoge Kameras baut.

Ein kühler Herbstmorgen im Wald. Der Nebel verleiht der Szene eine düstere Stimmung. Fotografiert mit der Leica MP und dem Elmarit 28 mm auf CineStill 800T.





Verrückt, könnte man meinen, aber analoge Fotografie lebt und erfreut sich höchster Beliebtheit. Kein Wunder also, dass Hersteller die Nachfrage bedienen und immer noch bzw. wieder neue, analoge Kameras auf den Markt bringen.

Auf die grundsätzlichen Unterschiede zwischen den verschiedenen Kameras und was ich diesbezüglich allen, die anfangen, empfehlen würde, gehe ich im Kapitel, »Kameras und Objektiv« ein.

Bei mir machte eine Canon A-1 den Anfang, die 1978 auf den Markt kam und bis 1985 produziert wurde. Das Internet sagte mir, dass man mit diesem Schmuckstück nichts falsch machen kann. Die A-1 ist eine Spiegelreflexkamera oder auch SLR (engl. *Single Lens Reflex*). Das bedeutet, dass man das Bild durch das Objektiv sieht – ein Spiegel im Inneren der Kamera lenkt es in den Sucher, sodass das, was dort sichtbar und scharfgestellt ist, später auch auf dem Foto zu

sehen und im Fokus sein wird. Damals war die Kamera für rund 90 € inklusive Objektiv auf Kleinanzeigen zu haben – ein günstiger Einstieg.

Wie du dich vielleicht erinnerst, war ich bis dahin eher ein Freund des Automatikmodus, einer, der auf den Auslöser drückt und der Kamera den Rest überlässt. Heute sehe ich das differenzierter. Gerade beim Einstieg in die Fotografie ist es natürlich schön, die Kamera einfach mal machen zu lassen. Du bist eh schon genug damit beschäftigt, Kompositionen zu suchen oder den Fokus zu treffen. Jetzt noch die Blende und Verschlusszeit bei jedem Bild anpassen zu müssen, kann überfordern. Langfristig möchtest du aber eventuell steuern können, wie deine finalen Bilder aussehen werden, und das nicht dem »Zufall« der Automatik überlassen. Du möchtest aktiv über- oder unterbelichten, vielleicht einen gewissen Look erzielen und dabei die volle Kontrolle über dein Bild haben. Das geht mit dem manuellen Modus.

Die Canon A-1 ist zwar gerade dafür bekannt, dass sie in den späten 1970er Jahren schon zahlreiche Automaten bot, sie war sogar die erste Spiegelreflexkamera mit einem vollwertigen Programmmodus, aber natürlich lässt sie sich auch vollständig manuell bedienen. Schon interessant, dass das, was damals eine revolutionäre und sehr willkommene Neuerung war, heute an so einer Kamera eher nebensächlich erscheint und wir uns stattdessen oft das Schlichte, Einfache wünschen.

Der manuelle Modus ist dein Freund – ob digital oder analog –, denn letztendlich lernst du die Kamera besser kennen, lernst, wie die »Zahnradchen« von Blende, Verschluss und ISO-Wert ineinandergreifen und welche Auswirkungen das je nach Kombination auf dein Bild hat.

Beispiel: Eine offene Blende gibt dir weniger Schärfentiefe, der Hintergrund wird unscharf und du bekommst ein ansprechendes Bokeh (die subjektive Qualität der Unschärfe). Je größer die Blendenzahl, desto tiefer reicht die Schärfe im Bild – vereinfacht gesagt. Ich fand es dabei auch sehr hilfreich herauszufinden, bis zu welcher Verschlusszeit ich mit meiner Kamera ver-

wacklungsfrei fotografieren kann. Je länger die Verschlusszeit, desto höher ist das Risiko, dass dein Bild durch noch so minimale Bewegungen verwackelt.

Und genau mit dieser Herangehensweise – Lernen durch Machen – habe ich voller Motivation die ersten Filmrollen in besagte Canon A-1 gelegt und losgeknipst. Damals verbrachte ich eine Woche Urlaub in den Bergen und konnte es währenddessen schon kaum erwarten, die Filme im Drogeriemarkt abzugeben, entwickelt zu bekommen und meine Bilder zu bestaunen. Und so vergingen Tage voller Vorfreude ohne eine genaue Vorstellung, wie Blende, Verschlusszeit und ISO-Wert (mit dem entsprechenden Film) in der Praxis ineinandergriffen hatten. Was sollte mich das kümmern?

Ich spule vor: Der Urlaub war vorbei, drei Filmrollen mit Bildern gefüllt und ich schaute voller Erwartung jeden Tag beim Drogeriemarkt vorbei, in der Hoffnung, endlich die Versandtaschen mit den Abzügen in Händen zu halten. Die Ernüchterung setzte schnell ein, als es dann so weit war, denn ich musste schmerzlich feststellen, dass kein einziges Bild wirklich gelungen war: verschwommen, verwackelt oder einfach komplett daneben. Mann, war ich frustriert.

Dabei bietet die Canon A-1 eigentlich relativ viele Helferlein: die erwähnte Programmautomatik, Blendepriorität oder sogar einen Stoppuhrmodus für Langzeitbelichtungen. Das Problem lag eher hinter der Kamera, denn ich wollte mich nicht wirklich mit der Technik beschäftigen, sondern einfach darauflosknipsen. Da hilft es dann doch nicht, wenn es einerseits zu viele Einstellmöglichkeiten gibt und andererseits bei analoger Fotografie natürlich auch kein direktes Feedback zu den Einstellungen und oft zunächst niemanden, der dich als Buddy an die Hand nimmt. Also habe ich mit Halbwissen unpassende Werte eingestellt und ohne Verständnis für das Licht und die entsprechende Messung darauflos fotografiert.

Jedoch habe ich dabei auch das eben schon Angesprochene gelernt: Fotografie will verstanden werden. Ich kann nicht einfach auf den Auslöser drücken und erwarten, dass die Kamera die



Offenbar habe ich da etwas ganz anderes gesehen, als das, was die Canon A-1 (hier ohne Objektiv) am Ende daraus gemacht hat.

Arbeit übernimmt, zumindest nicht mit einem Ergebnis, das mir gefällt. Und bei der analogen Fotografie ist das noch relevanter, weil ich kein unmittelbares Ergebnis bekomme und mich nicht visuell an ein besseres Ergebnis heranarbeiten kann. Wenn ich wirklich unwiederbringliche Momente dokumentieren will, muss meine Aufnahme ja in diesem einen Moment möglichst gut sein, allem Spaß an einzigartigen und technisch »unperfekten« Aufnahmen zum Trotz. Also muss ich verstehen, wie ich Licht messe, was die Unterschiede zwischen einer Verschlusszeit von 1/30 Sekunde oder 1/250 Sekunde sind und warum man in welchen

Situationen die Blende schließt und in welchen man sie öffnet. Ich musste mich mit den Grundpfeilern der Fotografie beschäftigen und dieser Tritt in den Hintern hat mir unfassbar geholfen.

Und dann gibt es noch etwas, das analoge Fotografie anders macht: der Film. Film verhält sich anders als ein digitaler Sensor. Er verzeiht dir gerne, wenn du zu viel Licht gibst. Ausgebrannte Highlights wie im Digitalen gibt es so gut wie nie. Hingegen sind unterbelichtete Bilder nicht mehr zu retten. Wo kein bzw. zu wenig Licht auf den Film gefallen ist, ist auch in der Bearbeitung später nichts mehr herauszuholen.

Warum analog?

Manches ist schon angeklungen, aber ich möchte hier noch einmal auf den Punkt bringen, was für mich die analoge Fotografie so besonders macht. Dabei spielen verschiedene Faktoren eine Rolle.

Wenn ich von schöner oder ästhetischer Analogfotografie spreche, ist meistens der Film gemeint – denn letztlich bestimmt er maßgeblich das Ergebnis. Ein Portra wirkt anders als ein Gold, ein Velvia liefert einen kontrastreichen Dialook und Tri-X steht für klassischen Schwarzweißcharakter.

Die Wahl der Kamera ist dabei keineswegs nebensächlich. Sie ist nicht nur mechanischer »Filmbehälter«, sondern das Gegenstück zum ebenfalls wichtigen Objektiv, das das Licht einfängt und es auf den Film projiziert, auf den es gebannt wird.

Analoge Fotografie auf Film ist ein Zusammenspiel vieler Faktoren: der mechanischen, meist vollständig manuell bedienbaren Kamera, hochwertiger Objektive aus Glas und Metall und eines chemischen Mediums, das den Bildern eine unverwechselbare Ästhetik verleiht. Es belohnt dich letztlich mit einem unverwechselbaren Look, einem besonderen Gefühl beim Fotografieren und beim Betrachten der Ergebnisse, dem Gefühl, sich ein Bild wirklich erarbeitet und etwas Einmaliges geschaffen zu haben.

Ästhetik

Motivwahl und Gestaltung sind wichtig, aber grundsätzlich produziert die analoge Fotografie etwas ästhetisch Schönes. Digitale Bilder müssen erst einmal bearbeitet werden, um sie mit

In dem Moment, in dem ich das Bild gemacht habe, dachte ich nicht daran, dass es einmal ein Buchcover schmücken würde. Auch wenn der See direkt zum Hineinspringen einlädt, war es an diesem Morgen definitiv zu kalt dafür. Entstanden ist es an einem sonnigen Februartag am Schwansee in Füssen im Allgäu mit der Leica MP, 28 mm und Portra 400.



einem gewissen Look zu versehen, wenn man vom »Herstellerlook« einmal absieht. Die analoge Fotografie liefert diesen Look schon mit jedem unterschiedlichen Film. So bringt jeder Film seine eigene Charakteristik mit, bildet Hauttöne oder das Grün der Natur in einer bestimmten Weise ab und hat ein einzigartiges Korn, das hier anders als das digitale Rauschen geschätzt wird. Das Bild ist zunächst einmal mehr JPEG als Raw, es ist ein fertiges Ergebnis. Ich empfehle zumindest, so an die Sache heranzugehen. (Natürlich gab und gibt es auch in der Analogfotografie nachträgliche Bearbeitungs- und Manipulationsmöglichkeiten.)

Du kannst selbstverständlich an gescannte Analogbilder auch in Lightroom oder der Software deiner Wahl nochmals Hand anlegen und nachjustieren, musst es jedoch nicht. Bildbearbeitung ist ein Zeitfresser und wer von uns hat schon Zeit zu verschenken? Jeder Film bringt seinen eigenen Look mit und ein gutes Labor holt für dich in der Entwicklung und Ausbelichtung auch noch mal einiges heraus. Und damit kann dieser Teil abgeschlossen sein.

Enthusiasten der Analogfotografie schwärmen geradezu von den Hauttönen eines Kodak Portra 400, den Grüntönen eines Fujicolor Pro 400H (wird leider nicht mehr hergestellt) oder der eingebauten Wärme von Kodak Gold 200. Jeder Film bringt seine eigene Charakteristik mit und will situativ auch so eingesetzt werden, denn dabei spielt nicht nur der ISO-Wert eine Rolle, sondern unterschiedliche Filme passen auch besser oder schlechter zu unterschiedlichen Motiven.

Bilder auf Film wirken sehr organisch und natürlich. Mit »organisch« meine ich, dass sie nicht glattgebügelt oder übermäßig bearbeitet erscheinen. Das Bild wirkt lebendig, fast greifbar. Sie besitzen dabei auch nicht die klinische Perfektion digitaler Bilder, sondern wirken fast so, wie wir uns an die Situation erinnern, die wir festgehalten haben: »natürlich« im Sinne von ungestellt, unperfekt und dadurch umso echter.

Diese Authentizität beschreibt das Gefühl, dass das Bild die Realität möglichst unverändert abbildet, ohne Filter oder große digitale Eingriffe. Das Korn des Films – also die feine Körnigkeit, die Struktur, die durch die kleinen Partikel auf dem Film entsteht – wird heute sogar digital imitiert, um Bildern mehr Leben einzuhauchen. Farben werden so wiedergegeben, wie sie das jeweilige Filmmaterial vorgibt: warm, harmonisch und je nach Filmtyp mit eigenem Charakter. All das gibt analogen Bildern den gewissen, besonderen Reiz, einen Look, der nicht generisch oder beliebig wirkt, sondern der emotional anspricht. Es hat schließlich seine Gründe, warum sich das Medium Film bis heute hält und sich auch wieder wachsender Beliebtheit erfreut.

Entschleunigung

Analoges Fotografieren zwingt uns, langsamer an die Fotografie heranzugehen. Wieso und warum ist das gut? Ein Punkt, der dir eventuell nicht direkt klar ist: Die Behändigkeit analoger Ausrüstung spielt uns beim Fotografieren absolut in die Karten.

Digitale Fotografie verleitet mich gerne zu folgender Herangehensweise: Ich habe die Szene, die ich fotografieren möchte, vor mir, schaue durch den Sucher und drücke den Auslöser. Fertig. Danach kann ich mein Werk auf dem Display begutachten und gegebenenfalls noch zwei, drei weitere Bilder machen, einfach nur zur Sicherheit, weil es geht. Ich fühle mich entkoppelt vom Prozess, denn die Arbeit übernimmt die Kamera. Ich bin lediglich der menschliche »Betätiger des Auslöseknopfes«.

Dagegen passiert analog Folgendes: Bevor ich überhaupt daran denken kann zu fotografieren, bin ich gezwungen, erst einmal das Licht zu messen. Dies geschieht in der Kamera, im Speziellen bei meiner Leica MP, ganz rudimentär anhand von zwei Pfeilen im Sucher, die in entgegengesetzte Richtungen zeigen. Die Kamera zeigt damit an, dass es bei den aktuellen

Einstellungen »zu hell« oder »zu dunkel« ist. Dann justiere ich die Blende und/oder die Verschlusszeit, bis alles passt. In aller Ehrlichkeit: Die Kamera misst und ich passe die Werte so an, dass das Bild entweder messtechnisch korrekt belichtet ist oder je nach meiner künstlerischen Vision unter- oder überbelichtet ist. Die Zeit, die ich mit der Belichtungsmessung verbringe, ist schon länger als der komplette digitale Prozess für drei Bilder dauert – und das ist gut so. Denn genauso lange schaue ich durch den Sucher und sehe die Szenerie vor mir, die ich fotografieren möchte. Dabei passiert es mir immer wieder, dass ich genau in diesem Moment merke, dass das Motiv nicht funktioniert und ich an meiner Komposition arbeiten muss. Also korrigiere ich nach, suche Elemente, die ich noch ins Bild

packen kann oder rauswerfen möchte, und beschäftige mich mit meinem Bildaufbau.

Natürlich könnte ich diesen Prozess ins Digitale adaptieren und auch dort manuell die Belichtungseinstellungen vornehmen und im manuellen Modus M fotografieren. Dann würde ich alle Einstellungen selbst vornehmen und nicht der Kamera überlassen. Der große Unterschied liegt jedoch darin, dass ich es kann, aber eben nicht muss. Analog habe ich keine Alternative und mir persönlich hilft das. Ich muss meine Blende einstellen, ich muss die Verschlusszeit anhand eines kleinen Rädchens justieren und ich muss mit den Gegebenheiten arbeiten, die ich in dem Moment vor mir habe. Und mit Blick auf den Film: Ich habe eben nicht die Möglichkeit, für jedes einzelne Bild den ISO-Wert anzu-

Linthal in der Schweiz: Die Sonne verschwindet allmählich hinter den Bergen und beleuchtet gerade noch die letzten Schneefelder. Ich war froh, einen Kodak Portra 800 in die Kamera eingelegt zu haben, um das letzte Licht noch voll ausnutzen zu können. Aufgenommen habe ich das Bild mit der Leica MP und meinem 28-mm-Elmarit-Objektiv.



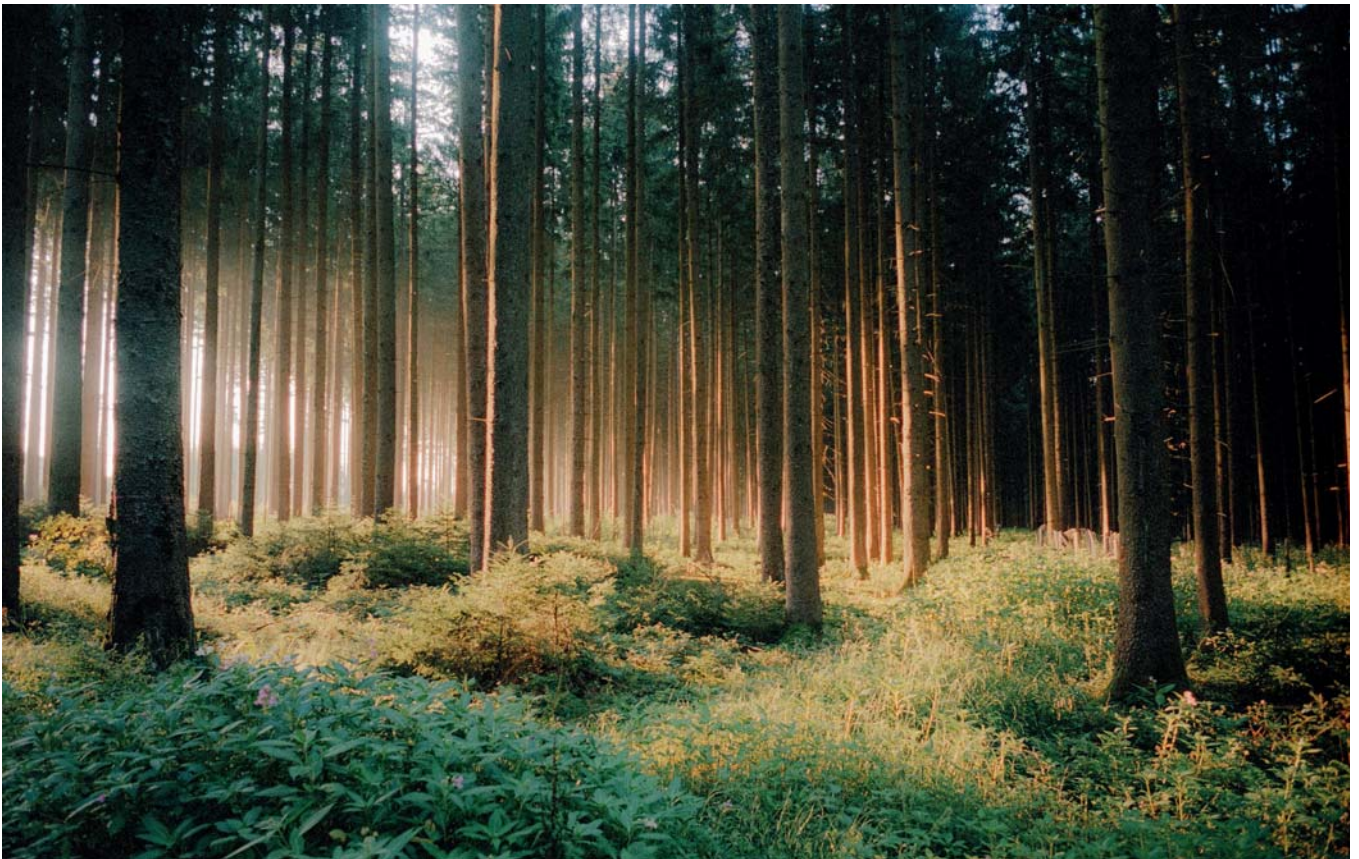
Eine meiner absoluten Lieblingszenen im Wald: goldenes Licht, das von der Seite in die Szenerie strömt und den Wald langsam erhellt. Aufgenommen auf Portra 400 mit 28 mm. Der Großteil meiner Bilder entsteht mit dieser Kombination aus Film und Brennweite.

passen, sondern muss einen Film lang mit dem ISO-Wert des Films zurecht kommen. Ich kann Langzeitbelichtungen nicht aus dem Handgelenk schütteln, denn keine digitalen Helferlein greifen ein, um mich zu unterstützen.

Analoge Fotografie engt mich ein, aber macht mich auf eine gewisse Art auch freier: Wenn es passt, passt es. Wenn die Gegebenheiten nicht passen, muss ich etwas ändern. Kann ich es nicht ändern, weil es zu dunkel ist und ich nur einen Film mit ISO 200 eingelegt habe, brauche ich ein Stativ oder schieße eben kein Foto. Das fordert mich als Person hinter der Kamera tagtäglich heraus, was mich langfristig zu einem besseren Fotografen werden lässt. Fotografie wird so nie zur Nebentätigkeit, sondern ich muss mit dem Kopf permanent bei der Sache sein.

Bewusstes Fotografieren

Wo im digitalen Bereich Speicherplatz ein gelöstes Problem darstellt und ich eine winzige Speicherkarte problemlos mit allen Bildern eines kompletten Urlaubs füllen kann, bin ich in der analogen Fotografie begrenzt. Bei Kleinbild genau auf 24 bzw. 36 Bilder, je nach Film. Der Standard sind 36 Bilder im klassischen Format 24×36 mm. Bei Mittelformat sieht es noch mal anders aus, da kommt es ganz darauf an, welche Kamera mit welchem Format du besitzt: $6 \times 4,5$ cm, 6×6 cm, 6×7 cm oder sogar 6×9 cm. Entsprechend variiert auch die Anzahl der Bilder, die du auf einen 120er-Rollfilm bekommst. Ich spreche, wenn ich hier von Mittelformat rede, von 6×7 cm, dem Äquivalent von zehn Bildern pro Rolle.



Die physische Beschränkung durch den Film zwingt dich, entsprechend zu haushalten. Und »haushalten« ist der springende Punkt, denn egal, ob 10, 24 oder 36 Bilder pro Rolle, einfach draufloszuknipsen geht ins Geld. Ein Dreierpack Kodak Gold (der Drogeriefilm schlechthin) kostet aktuell, Mitte 2025, rund 25 € – da will jede Betätigung des Auslösers wohlüberlegt sein. Jedes Bild sollte eine bewusste Entscheidung sein. So stelle ich mir bis heute, bevor ich den Auslöser drücke, folgende Fragen:

- ▶ Stimmt die Komposition bzw. kann ich diese noch interessanter gestalten?
- ▶ Ist die Belichtung korrekt?
- ▶ Sitzt die Schärfe im Bild dort, wo ich sie haben möchte?
- ▶ Vermittelt dieser Moment die Stimmung, die ich festhalten möchte?

Und so ist es schon unzählige Male passiert, dass ich die letzte Frage verneint habe und kein Foto gemacht habe. Ich zwinge mich, bewusster und überlegter zu fotografieren, da ich mich mit dem Motiv intensiver auseinandersetze und so länger im Moment verweile. Das verlangsamt

initial meinen Fotografieprozess, mit der Zeit sind das aber keine Dinge mehr, die mich lange aufhalten, denn sie geschehen ganz unbewusst nebenbei.

Abstand gewinnen

Jede moderne Kamera verfügt über mindestens ein Display, manche sogar über mehrere, auf denen die aktuell gewählten Kameraeinstellungen wie ISO-Wert, Blende und Verschlusszeit angezeigt werden, das gewählte Programm, die Belichtungskorrektur und noch mehr, all das neben dem Bild, mit Zoom- und Bewertungsoption.

So sehr ich beim Fotografieren abgelenkt werde, so sehr werde ich auch nach dem Moment der Aufnahme abgelenkt. Analog habe ich diese Möglichkeit oder auch Versuchung nicht. Ob ein Bild im meinem Sinne gelungen ist, sehe ich erst, nachdem ich den Film geschossen, eingespult, zur Post gebracht, ein Labor ihn habe entwickeln lassen und dann die fertigen Bilder zurückbekommen und begutachtet habe. Da gehen gerne mal ein bis zwei Wochen ins Land,



Sonnenaufgang im Frühling. Ich mag diese Motive: lang gezogene Straßen oder Wege, die von Feldern gerahmt werden. Diese Szene mit Gegenlicht und harten Kontrasten machte die Belichtungsmessung herausfordernd. Ich lege die Messung in solchen Situationen oft auf die dunkelsten Bereiche, wie hier z. B. auf das grüne Gras im Vordergrund rechts. Fotografiert mit der Leica MP und dem 28-mm-Objektiv auf Portra 400

manchmal natürlich auch mehr. Diese Wartezeit entkoppelt mich vom Foto, weil ich emotional Abstand aufbauen kann, nicht mehr mit allen Sinnen in der Situation bin. Das Foto muss sich dann später ganz allein beweisen. Andersherum: Vielleicht hätte es mir digital direkt nach der Aufnahme nicht gefallen und ich hätte es gelöscht; in dem Fall hat es idealerweise mit der Zeit gewonnen.

Der analoge Prozess ist also nicht nur kosten-, sondern auch zeitintensiver. Du entkoppelst den Moment des Bildermachens vom späteren Sehen und Bewerten der Bilder. Das erlaubt dir, mit mehr Abstand auf deine eigene Fotografie zu blicken – kritischer, sachlicher und oft auch ehrlicher. Gleichzeitig bringt dieser zeitliche Abstand ein kleines bisschen kindliche Vorfremde mit sich, sei es beim Abholen der Abzüge in der Drogerie oder beim Öffnen der E-Mail mit den finalen Scans aus dem Labor. Denn durch die Distanz zwischen Aufnahme und Betrachtung vergisst du manchmal schon, was genau du an jenem Tag fotografiert hast, und erlebst den Moment dadurch auf eine ganz eigene Weise noch einmal.

Mit jedem Bild lernen

Gerade zu Beginn meiner analogen Fotografie war es für mich auch unerlässlich, neben der Kamera ein kleines Notizbuch bei mir zu tragen, in dem ich die gewählten Einstellungen und zusätzliche kleine Notizen vermerkt habe. Das hat mir unfassbar geholfen, falls Bilder nachträglich mal nicht so herauskamen, wie ich es mir in der Situation vorgestellt hatte. Denn im Gegensatz zur digitalen Fotografie sind keine Einstellungen in deine digitalisierten Werke eingebrennt – wenn du dir nicht notierst, welche Einstellungen du verwendet hast, kannst du nur noch raten. Was habe ich falsch gemacht? Habe ich zu wenig oder zu viel belichtet? Wie verhält sich der Film bei Offenblende oder dann, wenn ich die Blende komplett geschlossen habe? Wie muss ich das Licht messen, sobald ich im Wald unterwegs bin und mit einer harschen Gegenlichtsituation konfrontiert bin?

Fragen über Fragen, die du dir aber selbst beantworten kannst. Anfänglich habe ich dies folgendermaßen gemacht:

Meine Notizliste

- ▶ Film 1, Kodak Gold 200
 - Bild 1: 11.03.25, 1/125 Sekunde bei Blende f8
 - Bild 2: 11.03.25, 1/125 Sekunde bei Blende f5,6 (Test mit etwas mehr Licht)
 - Bild 3: 18.04.25, 1/250 Sekunde bei Blende f8 (die Sonne war stärker)
 - Bild 4: 20.06.25, 1/250 Sekunde bei Blende f8 (Hund im Vordergrund, Fokus auf unendlich)
 - ...
- ▶ Film 2, ...

So konnte ich dann im Nachhinein meine digitalisierten Werke Bild für Bild durchgehen und mir selbst Hausaufgaben für die Zukunft aufgeben, eben auch, weil du keine Raw-Datei hast, die du in der Bildbearbeitung komplett »umbiegen« kannst.

Ein Bild war unterbelichtet? Also habe ich mich nochmals an den Ort oder in eine ähnliche Situation begeben und versucht, das Licht anders zu messen bzw. mehr Licht zu geben. Das Bild war verschwommen? Beim nächsten Mal habe gewusst, dass ich mit meiner Kamera nicht unter 1/60 Sekunde fotografieren sollte, wenn ich kein Stativ bei mir habe.

Wie lange muss ich belichten, wenn ich die Kamera auf besagtem Stativ aufgebaut habe und die Sterne fotografieren will? Natürlich gibt es unzählige Artikel im Netz, YouTube-Videos und Apps, die dir genau das mitteilen, um dir eine ungefähre Richtung zu geben. Mir hat es jedoch extrem geholfen, mir jede Variable und jeden Gedankengang zu notieren, mag er noch so klein sein. Es hat mir geholfen, Erfahrungen selbst zu machen und nicht ausschließlich auf externe Informationen zu setzen. Denn gerade wenn du im Nachgang analysieren möchtest, warum ein Bild funktioniert, wie bestimmte Filme in bestimmten Situationen reagieren oder was die unterschiedlichen Hebel und Schalter an deiner Kamera tun, kannst du dich nicht nur auf dein Gedächtnis verlassen. *Write it down!*

Emotionaler Wert

Bisher habe ich dir fast schon messbare und ich hoffe nachvollziehbare Punkte genannt, die die analoge Fotografie für mich besonders machen. Jetzt kommen wir aber zu dem für mich wichtigsten Faktor, der aber nicht so recht greifbar ist: Emotionen. Für mich transportiert analoge Fotografie mehr Emotionen als digitale Fotografie. Eine gewagte Aussage? Vielleicht, aber ich erkläre dir, warum ich das denke.

Jedes Bild ist individuell und unvorhersehbar. Wie du weißt, gibt es kein Display und somit keine Kontrollmöglichkeiten. Du vertraust bei jedem einzelnen Bild auf deine eigenen Fähigkeiten und deine Einschätzung der jeweiligen Situation. Analoge Fotografie ist fotografisches Handwerk – vom Öffnen der Boden- oder Rückenklappe über das Einlegen des Films, die Bedienung der einzelnen Rädchen bis hin zum ständigen Vorspulen des Films und dem entsprechenden Auslösegeräusch. Es fühlt sich an, als erschüfst du die Bilder mit deinen eigenen Händen, was den gesamten Prozess nochmals intensiver macht, ihn entschleunigt. Je mehr du fotografierst, desto besser wirst du in allen Gesichtspunkten. Du wirst besser im Einschätzen von Licht, bekommst ein besseres Verständnis für das Zusammenspiel aus Blende und Verschlusszeit und kannst deine Kamera irgendwann blind bedienen. Du benötigst weder ein Display zur Kontrolle noch Backup-Shots. Deine eigene Erfahrung reicht dir als Sicherheit. Und das gibt zumindest mir eine stärkere emotionale Bindung zur Fotografie und zum einzelnen Bild.

Bevor wir nun richtig einsteigen, möchte ich dir kurz aufzeigen, wie die Reise aussehen wird, die wir in diesem Buch gemeinsam antreten. Denn analog zu fotografieren bedeutet nicht nur, eine Kamera in die Hand zu nehmen – es

bedeutet, bewusster zu sehen, sich auf Prozesse einzulassen, Fehler zuzulassen und daraus zu lernen.

Wir starten im ersten Kapitel mit dem handfesten Werkzeug, den **Kameras und Objektiven**. Dann tasten wir uns Stück für Stück weiter vor: von den passenden **Filmen** über die **Komposition** bis zur analogen Fotografie in verschiedenen fotografischen **Genres**. Es geht weiter mit einem Thema, das mir besonders wichtig ist: Wie gelingt es, die **Motivation** hochzuhalten? In diesen Zeiten wichtig ist auch **das zweite Leben der Bilder**, das ein digitales Leben ist. Und wer den analogen Weg komplett gehen möchte, landet in der **Dunkelkammer** – dorthinein begeben wir uns im abschließenden Kapitel.

Ich habe außerdem mit einigen großartigen Menschen gesprochen, die ihre persönlichen Erfahrungen, Tipps und Geschichten teilen. Meine Interviews mit Teo Crawford, Mario Hegewald, Karin Majoka und Arthur Litau findest du zwischen den Kapiteln – garniert mit wunderbaren Bildern, die ich dir zeigen darf. Ab Seite 54 gewährt uns Teo Crawford Einblicke in seine analoge Reise: »Kein Plan, kein Filter – nur Licht und Leben«.

Mein Wunsch ist, dass dir dieses Buch nicht nur Wissen vermittelt, sondern auch Lust macht, die Kamera einzupacken, loszuziehen und deine eigene fotografische Handschrift zu entwickeln. Es soll dich inspirieren, motivieren – und vielleicht auch ein Stück weit begleiten, durch frustrierende erste Filmrollen genauso wie durch magische Momente.

Auf ins Abenteuer ...

Florian Hasubick
Pfaffenhofen, im September 2025

Mein Hund Chiko im Wald. Ich habe hier bewusst im Hochformat und von einem sehr tiefen Standpunkt aus fotografiert, um den Blick auf das Stückchen Weg im Vordergrund zu lenken, von dort zu Chiko zu führen und dann in die Weite des Waldes bis zur Sonne. Weitwinklige 28 mm eignen sich dafür perfekt, Portra 400 sorgt für den passenden Look.